

Abreißkalender.

Kürzlich feierte, wie wir in den Zeitungen lasen, das Lied von der Lindenwirtin sein Halbjahrhundertjubiläum. Vor fünfzig Jahren dichtete es Rudolf Baumbach: „.... Vor ihm stand ein volles Glas — Neben ihm Frau Wirtin saß — Unter der blühenden Linde.“ Und in Scharen zogen die Bonner Studenten nach Godesberg zum Mädchen Schumacher, dem Urbild der Lindenwirtin.

Lindenwirte und Lindenwirtinnen gibt es vor allen Stadttore. Sowie der erste Schuß Frühling in die Luft kommt, besinnen sich die Städter darauf, daß es draußen Wälder mit Seidelbast und Wiesen mit Gänseblümchen gibt. In engster Ideenassoziation zu Seidelbast und Gänseblümchen stehen Humpen, Röttchen sowie Schinken, Wurst und Käse. Die gibt es beim Lindenwirt oder der Lindenwirtin. Halten wir die als Typ fest, ob sie Peter oder Paul, Mädchen oder Knäbchen heißen.

Manche entstehen und vergehen im Verlauf einer Krisenwelle. Andere waren da, sind da, werden da sein, solange sie sich selbst treu bleiben und solange sie nicht von der Stadt überwuchert werden. Es sind die Häuser, in denen man als allzeit hungriger Hosenmak mit Vater und Mutter einkehrte, wo man als Lehrling oder Pennäler heimlich ein dürftiges Taschengeld in leimendem Mannesgefühl verzehrte, wo man als Zwanziger mit seinem Schatz sich Mut zu späteren Schächerstündchen trank, wo man mit Frau und Kind am Sonntag Nachmittag lustschnappernd hinauszieht, wo man als Mummelgreis einft in milden Oktobertagen sich sonnen, mit dem Wirt gemeinsame Jugenderinnerungen auffrischen und sagen wird: „Wer weiß, es ist heute zum letzten Mal, daß wir hier zusammen sitzen.“ Wobei man zuversichtlich offen läßt, ob man selbst oder ob der andere übers Jahr nicht mehr dabei sitzen wird.

Diese Lindenwirthäuser sind klassiert, wie Börsenpapiere. Manche sind mündelsicher, andere schwanken im Kurs. Von den einen weiß man, daß sie immer ein gutes Glas Bier, ein treffliches Glas Wein, einen vorzüglichen Schinken im Schnitt und einen selbstgebackten Käse im Küchenschrank haben. Bei den andern ist es, wie's eben trifft. Es gibt Städter, die nie in einem andern Haus einkehren, als ihrem alten Stammlokal. Sie sind überzeugt, von allen Gästen, die dort verkehren, sind sie am intimsten mit den Wirten befreundet. Ihre Kinder wachsen in die alte Freundschaft hinein, spielen mit den Kindern der Wirte im Sand und prügeln sich mit ihnen, was der Freundschaft keinen Eintrag tut.

Es gehört zum Lindenwirthaus eine ganz eigenartige Psyche, bei Wirten wie bei Gästen. Ein Lindenwirt, der sich beflissen und weltmännisch höflich gäbe, würde nicht populär. Beflissenheit und Galanterie sind städtische Artikel, denen man auf dem Land mit Mißtrauen begegnet. Die Vorliebe der Städter für Schlichtheit und Behäbigkeit bei den Lindenwirten erklärt sich psychologisch. Die Leute empfinden: Was muß dieser Mann für guten Schinken und Käse, für treffliches Bier und süßigen Wein haben, daß er sich erlauben kann, so gar keine Hifemateniten zu machen! Er geht mit dem Hut auf dem Kopf zwischen den Gästen herum, als sei er selber ein Gast, der sich einen möglichst bequemen Platz sucht. Er setzt sich auch wohl

mal zu einer Gruppe von Gästen und fragt, wie es ihnen das letzte Mal bekommen sei. Und er zeigt ihnen, was er alles in jüngster Zeit in seinem Lokal verbessert hat. Freut sich diebisch, daß niemand eine Veränderung bemerkt hat, trotzdem er die schöne neue Tiselfung angebracht hat, wo früher die Tapete bis auf den Boden ging; und der neue Kachelofen, und die funkelnagelneuen Fußböden — und trotzdem scheint alles, wie es war. Die Leute sehen einfach keine Veränderung, und das ist gut so. Denn „die Gewöhnung nennt er seine Amme“. In dem gemütlichen Rahmen, in dem die Besucher ihre freundlichen Erinnerungen von früher bewahren, wollen sie sich auch die neuen Genüsse einverleiben.

Ich schlage vor, geneigter Leser, wir lassen die Elektrische fahren und trinken noch eins.

Mardi 22.3.27